

Bundesfeiergedanken eines Soldaten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **9 (1933-1934)**

Heft 23

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-710677>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Emmentaler Häuser. Wille ist General geworden, so vernahmen wir nun; viele hätten Sprecher lieber gehabt. Oberst Egli ist Kommandant der Gebirgsbrigade geworden, so hieß es. In den Zeitungen lasen wir bereits einen Tagesbefehl an die Armee, wir aber mußten die Bajonette abgeben zum Schleifen. Mit Mühe und Not wurde eine Menge scharfer Patronen in Patronentaschen und Tornister untergebracht, Schanzwerkzeug, Zelt, Decke, Pflöcke und Häringe wurden gefaßt, es wurde geschnauzt, laut gerufen und hin und her marschiert, manchmal zweckvoll, manchmal zwecklos. Der Herr Feldprediger zeigte sich bei uns und die Kompanien sammelten sich zum Marsch auf die Wiese beim Zeughaus, wo Nationalrat J. J. Schär den Eid abnehmen sollte. Es hatte aufgehört zu regnen, als die Kompanien aufmarschierten. Die Kompaniekommandanten saßen vor ihren Leuten hoch zu Roß, der Vertreter des Bundesrates, eben Nationalrat Schär, sprach die Worte des Eides vor und wir alle hoben die Hand zum Schwur: dem Vaterlande und der Fahne die Treue zu halten und Leib und Blut einzusetzen als brave Soldaten. Wie mancher hat diesen Eid damals geschworen, der nach vier Jahren nicht mehr mit uns nach Hause zurückkehrte. Bei dieser Eidesleistung spürten wir alle den ewigen Geist des Vaterlandes um uns wehen, die Eidverbundenheit mit unsern Volksgenossen und mit den vergangenen Geschlechtern, die den Bund erkämpft hatten in blutigen Schlachten. Nie griff der Fahnenmarsch uns mehr ans Herz, als an diesem 4. August 1914, seine monotone Melodie begleitete das Banner der Nation, als es an uns vorübergetragen wurde. Am Einrückungstage hatte man nach Kranken gefragt in unserer Kompanie; kein einziger wollte sich in dieser Stunde vom Dienst für das Vaterland befreien. Zum ersten Male in unserm Leben waren wir ganz erfüllt von dem Bewußtsein der Ehre des Wehrdienstes. Wir trugen unsere Waffenröcke als Felddienstgewand, als Ehrenkleid.

Als wir aber in Marschkolonnen den Sammelplatz verließen, da rief der Kompaniekommandant verzweifelt nach seiner Pferdeordonnanz, denn er fing an, auf seinem geduldigen Streitroß zu rutschen (nach links natürlich, denn er war noch sozialdemokratischer Parteigenosse). Die nachlässige Ordonnanz hatte vergessen zu gurten, und ein schallendes Gelächter ging durch die Kompanie. Es war ein Gelächter des Frohsinns unter Kameraden, denn der Hauptmann war nicht unbeliebt und erwies sich während des Aktivdienstes als guter Führer und guter Kamerad.

Fern war nun das friedliche Bürgerleben in eine Vergangenheit versunken, Heimat war schon der Zug und die Gruppe und wir fuhren nach unserm nächsten Bestimmungsort, nach Brig im Oberwallis, durch unsere Heimat, als wie durch ein Land, das uns wohl bekannt, aber nicht mehr ganz vertraut war. Der Geist der Armee und der Zugehörigkeit zur Einheit, der Korpsgeist, hatte uns schon umfaßt und die wehmutsvolle Sehnsucht nach der Heimat wachte nur mehr ganz leise auf, als wir in Brig am Abend dieses Tages vor dem Stockalperpalast ein paar Simmentaler hörten, wie sie nach ihrer etwas traurigen und getragenen Art jodelten.

So begann für mich die Grenzbesetzung, für mich und andere eine Zeit gewaltigster Eindrücke. Mit diesem Mobilmachungstag riß für mich und für andere ein normaler Entwicklungsgang des menschlichen Geschicks ab; das Unberechenbare, das Schicksalshafte wurde bestimmend für das ganze Leben, von da an bis heute, für uns alle einzelne einfache Soldaten des schweizerischen

Auszuges von 1914, wie für unser ganzes Volk, dessen neue Geschichte vor zwanzig Jahren ihren Anfang nahm.
Wm. Hans Zoppi.

Bundesfeiertagen eines Soldaten

Zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem ich mit 300,000 andern Wehrmännern unserer Milizarmee zum Schutze der Heimat unter die Fahne gerufen wurde. Noch stehen jene schweren, ernsten Tage klar und deutlich vor meinem Gedächtnis, und sie werden darin unauslöschlich eingegraben bleiben.

Wir alle waren uns des ungeheuren Ernstes der Situation bewußt, weil wir die gefährliche Lage unseres Ländchens mitten zwischen mächtigen, waffenstarrten Nachbarn drin kannten, die nun ihre grausame Kriegsmaschinerie angekurbelt hatten.

Wie wuchtige Hammerschläge sausten die vom Bataillonskommandanten verlesenen Kriegsartikel der schweizerischen Armee auf jeden einzelnen des Bataillons nieder, jene vorbildlich knappen und doch so unerhört eindringlichen Sätze des Dienstreglementes, die von Soldatenpflichten reden, die bis zum Tode zu erfüllen sind, von unbedingtem Gehorsam, von Tapferkeit und Pflichttreue, von strenger Bestrafung der Nachlässigkeit und des Ungehorsams und von schändlichem Tod für Feigheit, Verrätere und Meuterei vor dem Feinde. Keiner, der oben beim Heiligbergsschulhaus in Winterthur nach den kurzen, markigen Worten von Nationalrat Sträuli mit erhobenen drei Fingern der Fahne die Treue geschworen und damit seinen Leib und sein Leben mit dem Schicksal seiner Familie dem Lande bedingungslos zur Verfügung gestellt hat, wird diesen erschütternden Augenblick je vergessen können.

Zweiundzwanzig Monate Grenzdienst in fünf verschiedenen Ablösungen bilden das bescheidene Opfer, das ich im Weltkrieg der Heimat dargebracht habe. Ich habe es nie bereut. Es hat mich zusammengeführt mit Volksgenossen aller Landesteile und mich mitten hineintreten lassen in unser von der Vorsehung so glücklich bedachtes Schweizervolk in seiner bunten Vielgestaltigkeit, hat mir Gelegenheit geboten, seine Vorzüge und Mängel kennenzulernen. Als «Kompaniemutter» hatte ich in den ersten 7½ Monaten des Grenzdienstes allen Anlaß, für 200 Soldaten zu sorgen, das Offizierskorps in seiner erzieherischen Arbeit zu unterstützen, die geistigen und materiellen Nöte der Untergebenen kennenzulernen und das meinige beizutragen zur Behebung derselben. Wenn General Wille in seinem Bericht an die Bundesversammlung irgendwo festgestellt hat, daß im aktiven Dienst Kompaniekommandant und Feldweibel die schwersten Aufgaben zu erfüllen hatten, so möchte ich in Bestätigung dieses Urteils, soweit dies den letztern Grad anbetrifft, ergänzend gestehen, daß diese Aufgabe auch die freudvollste war. Eine Kompanie von 214 strammen, jungen Eidgenossen durch dienstliches und psychologisches Verständnis, durch umsichtige Verteilung von Straffheit und Nachgiebigkeit, von unnachsichtlicher Strenge und fürsorglicher Güte an sich zu fesseln und sie auch in schwierigen Lagen fest in der Hand zu halten, das ist wohl die schönste Aufgabe, die sich einem militärischen Vorgesetzten bieten kann.

Viele unvergeßlich schöne Stunden im Kreise lieber Kameraden, pflichttreuer Arbeit unter vernünftigen Vorgesetzten waren uns im langen Grenzdienst beschieden. Auch schwere, bittere Stunden sind nicht ausgeblieben und haben mitgeholfen an der Schaffung werdender Persönlichkeiten. Wie bitter waren die Schritte, die mich,

umgeben von wehklagenden alten Leuten, von verzweifelnden jungen Frauen und bleichen Kindern an die Gräber treuer Kameraden führten, denen ich durch ein letztes Schwenken des Feldzeichens mit dem weißen Kreuz auf dem roten Grund den Abschiedsgruß des Bataillons entbot, während des dreimaligen kurzen Kommandos «hoch an — Feuer» und des darauffolgenden harten Knalls.

Zwanzig Jahre sind es her, daß das Schweizervolk seiner Armee in packender Geschlossenheit zugejubelt hat, als sie zur Grenze zog, um die Schrecken des Krieges vom Lande fernzuhalten. Wie vieles hat sich in dieser Zeitspanne doch geändert! Fürstenthronen sind gestürzt worden, Völker haben mit ungeheurer Wucht ihre althergebrachten Regierungsformen zerschlagen, knietief sind neue Machthaber im Bürgerblut gewatet. Der Zusammenschluß der Völker zu einem Bund hat auch nach dem grauenerregenden Morden von 1914—1918 es nicht verhindern können, daß neue Kriege angezettelt wurden und neues Blutvergießen zur Tatsache geworden ist. Hoffnungsfreudig traten die Abgeordneten fast aller Länder der Erde zusammen, um die Abrüstung der Völker herbeizuführen und damit den Krieg ein für allemal zu verunmöglichen. Nach zweieinhalbjährigen Verhandlungen sind wir so weit, daß man nicht mehr von «Abrüstung»; sondern nur noch von «Beschränkung der Rüstungen» zu sprechen wagt und daß Pessimisten allen Ernstes daran glauben, daß auch dieser Ausdruck noch zu hoch gegriffen sei.

Politisch verhetzte und ideologisch unheilbare Schweizer haben jahrelang mit Eifer und Geschick für die Abschaffung unserer Armee gekämpft, um durch den Verzicht auf den Selbstschutz die übrigen Völker zu gleichem Tun anzuregen. Sie sind heute ruhiger geworden, weil sie angesichts der Vorgänge auf der ganzen Welt die Unhaltbarkeit ihrer Forderung wohl eingesehen haben mögen.

Das Schweizervolk in seiner gewaltigen Mehrheit will weder sein Vaterland, noch seine Armee verlieren. Nicht zur *Gottheit* wollen wir das Vaterland emporheben und nicht *anbeten* wollen wir unsere Armee. Der in unserer jahrhundertealten Demokratie liegende gesunde Sinn verhindert von selbst, daß wir in übertriebener Weise nur uns Schweizer und sonst niemanden kennen und mit harter Faust alles niederschlagen, was nicht hundertprozentig schweizerisch ist. Er verhindert auch, daß wir der Armee als höchstem aller Ideale zujubeln und in ihr götzenhaft Selbstzweck erkennen wollen. Sie bedeutet für uns auf der andern Seite aber auch kein «notwendiges Uebel», sondern eine staatliche Notwendigkeit, derer heute noch jedes Volk bedarf und der auch wir nicht entsagen *können* und nicht entsagen *wollen*.

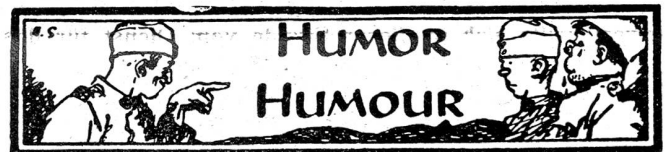
Die Armee steht über den Parteien. Sie ist allgemeines Volksgut, weil sie im Falle der Not auch ganz allgemein das Volksgut zu schützen hat. Unser Kampf gilt jedem, der die Armee aus politischen Gründen ablehnt. Von unsern Idealisten erwarten wir, nachdem wir den Kampf gegen sie lange genug und ritterlich geführt haben, daß sie endlich mit offenen Augen die schwere Gefahr erkennen, die aus einer Schwächung der Landesverteidigung mit Naturnotwendigkeit für uns entstehen muß. Von unsern Pfarrherren verlangen wir nicht, daß sie unsere Kanonen und Maschinengewehre segnen, wohl aber, daß sie, solange sie vom Staate entgegennehmen, was sie zum weltlichen Leben brauchen, diesem den not-

wendigen genügenden Schutz von der Kanzel herab nicht absprechen.

Trage Sorge zu deiner Armee, Schweizervolk! Verweigere ihr nicht die Mittel, die sie auf der Höhe ihrer Aufgabe erhalten sollen! Das könnte für uns die Selbstständigkeit und das Ende einer sechshundertjährigen, glücklichen Vergangenheit bedeuten.

Mögen unsere Offiziere und Unteroffiziere stets das Ihre tun, um in der Armee den guten Geist der Opferfreudigkeit zu erhalten! Mögen sie sich stets der Ueberzeugung von General Wille anschließen: «*Die Qualität der Truppe wird durch die Qualität der Vorgesetzten bestimmt.*» Mögen sie für alle Zeiten dem weitem Wort des Generals Nachachtung verschaffen, daß «*das beste Mittel zur Erziehung von Mannschaft und Kader ist die Gründlichkeit*». Nur durch gründliche Schulung des wehrhaften Geistes, durch rastlose Erziehung zur Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit kann vermieden werden, daß wir im Falle einer neuerstehenden Grenzschutzaufgabe wieder einen geharnischten Befehl gegen Schlampeigigkeit nötig haben, wie er am 6. Februar 1915 vom General erlassen werden mußte. Seine eindringliche Mahnung vom 24. Mai 1916: «*Die in keiner Lage versagende innere Tüchtigkeit unseres Heeres ist noch nicht erreicht, daß sie aber unbedingt erreicht werde, muß unser stetes und unablässiges, ernstes Bemühen sein*», soll dem obersten Instruktionsoffizier wie dem höchsten Truppenführer und dem letzten Gefreiten stets eindringlich vor Augen stehen. Für eine innerlich tüchtige Armee wird unser Volk aber auch nie die notwendigen Opfer scheuen.

M.



Heitere Erinnerungen an General Wille

Bei Kriegsbeginn fuhr General Wille oft in den Jura und hielt dort bei einzelnen Posten an. Dabei geriet er auch einmal an einen alten Landwehr-Kavalleristen, der den General als «Herr Oberst» ansprach. Alle Bemühungen des betreffenden Vorgesetzten, dem Manne beizubringen, daß der General vor ihm stünde, waren umsonst, bis dieser schließlich selbst sagte: «Nun, mein Sohn, wissen Sie jetzt, daß Sie den General gesehen haben?» Der Soldat antwortete unbeirrt: «Jawohl, Herr Oberst!»

*

Man fuhr im Auto weiter und ein anderer Posten lief herbei und meldete am Wagenschlag: «Herr General, Posten Nr. 3 der innern Ortswache usw.» General Wille fragte erfreut: «Woher wissen Sie denn, daß ich der General bin?», der Soldat: «Es steht auf dem Automobil!»

*

Bei seinem täglichen Morgenritt kam der General regelmäßig an einer Buchhandlung vorbei, in deren Schaufenster die großen Bilder der Generäle Dufour, Wille und Herzog ausgestellt waren. Einmal sagte General Wille zu einem seiner Adjutanten: «Die beiden Herren auf der Seite sind mir bekannt, aber wie heißt denn der Kerl in der Mitte?» Als der Adjutant zögernd antwortete: «Das sind Sie selbst, Herr General!», fragte General Wille: «Sehe ich denn wirklich so aus?»

*

Eines Tages fühlte sich der General nicht wohl und ging zum Arzt. Dieser empfing ihn mit den Worten: «Guten Abend, Herr General, nun, Sie sehen ja ganz gut aus!» General Wille: «Mag sein, es fehlt mir ja auch gar nicht im Gesicht!»

*

Als General Wille wieder hergestellt war, erkundigte sich ein Herr im Hotel Bellevue eingehend bei ihm nach dem Verlauf der Krankheit. Der General dankte und sagte: «Nun, es war eben eine gewöhnliche Soldaten-Grippe!» Der betreffende Herr gab sich aber damit nicht zufrieden und fragte, ob nicht